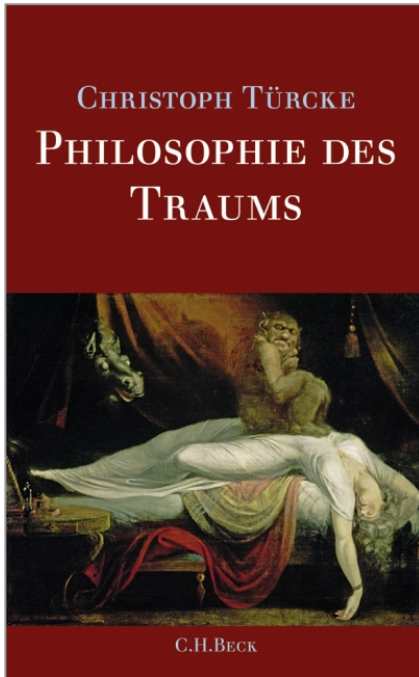


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Christoph Türcke  
Philosophie des Traums**

252 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-62492-6

# 1 Traum

## *Physisches und Psychisches*

Man sitzt in geselliger Runde am Kamin. Zu Füßen des Hausherrn hat sich der Jagdhund wohlig ausgestreckt und schläft. Plötzlich bellt er leise. «Er träumt», sagt der Hausherr; «das ist sein Hetzlaut.» Und die Abendgesellschaft beginnt darüber zu phantasieren, was er denn gerade «hetzen» mag: eine Katze, ein Reh oder einen Fuchs? Wir werden es nie erfahren. Er kann ja nicht in Worte fassen, was ihn im Schlaf hat bellen lassen. Aber daß hochentwickelte Säugetiere träumen, dafür gibt es nicht nur äußere Anzeichen, sondern einen Beweis aus dem neurologischen Labor. Erbracht wurde er zunächst für Menschen. Während ihres normalen Nachtschlafs, so fanden Aserinsky und Kleitman 1953 heraus, treten etwa alle 90 Minuten kurze Phasen erhöhter Gehirnaktivität mit raschen Augenbewegungen (*Rapid Eye Movement*, abgekürzt: REM) auf.<sup>1</sup> Die meisten Versuchspersonen, die in einer solchen REM-Phase geweckt wurden, bejahten, gerade geträumt zu haben. Damit schien festzustehen: REM-Zustände sind Traumzustände. Und da sich REM auch bei schlafenden Hunden, Katzen und andern Säugetieren nachweisen ließ, drängte sich der Schluß auf: Sie träumen ebenfalls.

Bald stieß die Forschung auf die Ursachen dafür. Tief im Stammhirn, in der sogenannten Brückenregion zwischen Rückenmark und Genickansatz, entdeckte sie eine Formation von Nervenzellen, die einen Botenstoff namens Acetylcholin freisetzt. Er löst die REM-Phasen aus. Nachweislich aktiviert er aber zugleich bestimmte höhere Hirnregionen. Offenbar regt er sie zur Erzeugung von Vorstellungsbildern an. Denn wenn seine Wirkung vorbei ist, also nach wenigen Minuten, endet auch der Traum. Es wird traumlos weitergeschlafen bis zur nächsten REM-Phase. Damit bot sich eine einfache physiologische Erklärung für das gesamte Traumgeschehen an. Träume werden biorhythmisch

<sup>1</sup> Dieser und die nächsten beiden Absätze nach: Mark Solms, *Traumdeutung und Neurowissenschaften*, in: Jean Starobinski / Ilse Gubrich-Simitis / Mark Solms, *Hundert Jahre Traumdeutung von Sigmund Freud*, Fischer, Frankfurt am Main 1999, S. 73–82; Zitate S. 80 und 82

erzeugt, gewissermaßen durch einen nervlichen Zufallsgenerator im Stammhirn, der in regelmäßigen Abständen das Großhirn zu mehr oder weniger wirren Vorstellungsbildern reizt. Sinn haben sie nicht. Es gibt an ihnen weder etwas zu verstehen noch zu deuten.

Das war natürlich voreilig. Nicht alle aus dem REM-Schlaf geweckten Personen, so stellte sich bald heraus, konnten von Träumen berichten. Andere wiederum hatten Traumerlebnisse außerhalb der REM-Phasen. Es fanden sich sogar Personen, die wegen geschädigter Brückenregion unfähig zum REM-Schlaf waren, aber gleichwohl zu träumen vermochten. Umgekehrt war bei andern der REM-Schlafzyklus vollkommen intakt; dennoch träumten sie rein gar nichts. In ihrer Großhirnrinde, oberhalb der Augenhöhlen, war nämlich ein bestimmter Faserzug beschädigt, der gewöhnlich Impulse aus dem Mittelhirn an die höheren Etagen des Gehirns weiterleitet und sich immer dann als besonders aktiv zeigt, wenn der Organismus «appetitiv» ist, will sagen voller Drang nach äußeren Objekten, die seiner inneren Bedürfnisspannung abhelfen sollen. Diese Leitungsbahn des Wünschens erweist sich also ebenfalls als traumkonstitutiv. Nicht minder gilt das für die «okzipito-temporo-parietale» Übergangsregion hinter und über den Ohren in der Großhirnrinde. Sie spielt «bei der Umsetzung konkreter Wahrnehmung in abstraktes Denken [...] sowie beim Behalten organisierter Erfahrung eine wesentliche Rolle». Wird sie verletzt, so fällt das menschliche Träumen ebenfalls ersatzlos aus.

Offensichtlich ist Träumen ein hochkomplexer Prozeß, kommt nicht nur durchs Stammhirn, sondern mindestens ebenso durchs Großhirn zustande, ist nicht nur, wie die REM-Forscher meinten, die wirre Erscheinungsform zyklischer, diffuser Erregung, sondern nicht minder ein Vorgang des Wünschens, Denkens und Erinnerns. Sie gehen im Traum eine Synthese ein. Allerdings kann die Neurophysiologie immer nur Orte im Gehirn angeben, die besonders aktiv sind, wenn diese Synthese stattfindet. Aber sie kann nie sagen, wie sie zustande kommt. Dazu gibt es keinen andern Weg, als den Traum von innen, von seiner Erlebenseite her, aufzunehmen und die «Arbeit» nachzuzeichnen, die sein Zustandekommen kostet, und dabei kommt man an Freuds Traumdeutung nicht vorbei. Durch die REM-Forschung schien sie überholt, durch die neuere Neurophysiologie hingegen hat sie einen neuen Unterbau bekommen.<sup>2</sup>

Auf den muß sie nun allerdings auch neu bezogen werden. Dazu hilft das Beispiel des träumenden Hunds. Es zeigt: Träumen ist nichts exklusiv Menschliches. Wer das Spezifische des menschlichen Traums begreifen will, muß sich

<sup>2</sup> Mark Solms geht sogar so weit, den Spieß umzukehren und sie als «Orientierungsrahmen für die nächste Phase unserer neurowissenschaftlichen Untersuchungen» zu erachten (L. c., S. 85).

erst einmal um dessen animalische Grundsicht kümmern. Das hat Freud in bestimmter Hinsicht durchaus getan. Seine *Traumdeutung* enthält einen ganzen Abschnitt über die «somatischen Traumquellen»<sup>3</sup>. Darin unterscheidet er «Leibreize», die aus dem Körperinneren kommen, wie Durst, Verdauungsstörungen oder sexuelle Spannung, und «Nervenreize», die von außen einwirken: Kälte, Hitze, Gerüche, Geräusche etc. Allerdings handelt Freud die somatischen Traumquellen mit größter Reserviertheit, ja mit gewissem Widerwillen ab, sah er sich doch umgeben von Forschern, die glaubten, das ganze Traumleben kausal aus ihnen herleiten zu können, als seien Träume stets direkte Abbildungen und Symbolisierungen von Leib- und Nervenreizen. Das ergibt skurrile Behauptungen. «Der menschliche Leib als Ganzes wird von der Traumphantasie als Haus vorgestellt, das einzelne Körperorgan durch einen Teil des Hauses. In den <Zahnreizträumen> entspricht dem Mundorgan ein hochgewölbter Hausflur und dem Hinabfall des Schlundes zur Speiseröhre eine Treppe» (TD 232). Gerade das Bestehen auf strenger Kausalität zwischen somatischen Reizen und psychischen Zuständen führt zu den willkürlichsten Zuordnungen; «so findet die atmende Lunge in dem flammenerfüllten Ofen mit seinem Brausen ihr Symbol, das Herz in hohlen Kisten und Körben, die Harnblase in runden, beutelförmigen oder überhaupt nur ausgehöhlten Gegenständen» (TD 233), phantasiert der Philosoph Johannes Volkelt beim Versuch, eine strenge Traumwissenschaft zu begründen. Und die anderen führenden Traumtheoretiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts – Karl Scherner, Ludwig von Strümpell oder Wilhelm Wundt – verfahren kaum anders. Sie kommen als gewissenhafte Methodiker der Kausalität daher, lassen aber bei ihrer Zurückführung komplexer Traumgebilde auf einfache körperliche Reize eine Deutungswillkür walten, die der von Schamanen kaum nachsteht.

Freud hat leichtes Spiel, wenn er ihnen nachrechnet, daß sie die Eigenständigkeit der Traumbildung gegenüber körperlichen Reizen gründlich verken- nen. Doch macht er es sich mit dieser Eigenständigkeit nicht etwas zu leicht? Sie ist doch bloß relativ. Das vergißt er gelegentlich. Dann versteigt er sich etwa zu der Behauptung, «daß der Traum kein somatisches, sondern ein psychisches Phänomen ist».<sup>4</sup> Da sind die «somatischen Traumquellen» unversehens ausgeblendet. Das sogenannte Psychische wird wie eine eigene Substanz konzipiert: zwar vergänglich, einem Körper innewohnend, von dessen Stoffwechsel- und Nervenleistungen abhängig, beeinflußt und beeinträchtigt, aber

<sup>3</sup> Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*, I. c., S. 228 ff. Weitere Zitate werden mit dem Kürzel TD im Text nachgewiesen.

<sup>4</sup> Sigmund Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Studienausgabe, I. c., Bd. I, 1969, S. 116. Weitere Zitate werden mit dem Kürzel VL im Text nachgewiesen.

dennoch als ein eigenes Sein mit eigenen Gesetzmäßigkeiten, philosophisch gesprochen, als *ens per se*. Freud wird hier fast zum Metaphysiker. Dabei ist es gar nicht nötig, die Seele substantialistisch zu denken, um ihre Eigenständigkeit zu sichern. Es genügt, sie als eine besondere nervliche Balanceleistung in höheren Organismen wahrzunehmen. Balance ist etwas höchst Erstaunliches: nie ganz zu durchschauen oder zu deduzieren. Sie ist nämlich nicht einfach eine Wirkung physischer Ursachen, sondern das Kunststück, körperliche Organe gegen ihre eigene Schwerkraft in ein höheres, gleichsam schwebendes Verhältnis zueinander zu bringen. Ein Stück weit gelingt das schon Kleinkindern, wenn sie stehen oder laufen lernen. Seiltänzer machen daraus dann ein Virtuosenstück.

Und wie es motorische Balanceleistungen gibt, so auch sensorische. Hier sind es «Leibreize» und «Nervenreize», die aus dem Trott ihrer natürlichen Abfuhr gebracht und allmählich in jenen koordinierten Schwebезustand versetzt werden, den man dann «seelisches Erleben» nennt. Auch hier gilt: Die Balance läßt sich allenfalls in Umrissen beschreiben; aber wie sie möglich ist und wirklich wird, läßt sich nicht erklären. Wird sie jedoch oft genug geübt, kann sie sich derart habitualisieren, daß sie wie eine Automatik abläuft und den Anschein erweckt, als sei sie die Leistung einer eigenen psychischen Substanz. Diesem Anschein ist die abendländische Metaphysik voll aufgesessen. Von Platon bis Hegel hat sie die Seele, zumindest die vernunftbegabte, die sogenannte Geistseele, als etwas in sich selbst Fundiertes erachtet und ihr eine eigene Essenz untergeschoben. «Hypostasierung» nennt man das. Zwar ist Balance etwas bewundernswert Eigenständiges und aus dem Balancierten nie zureichend herleitbar, Seele als nervliche Balanceleistung also etwas qualitativ anderes als Körper. Andererseits ist diese Balance nichts als ein bestimmtes Verhältnis zwischen dem Balancierten, Seele also lediglich ein besonderer Aggregatzustand von Körperlichem.

Warum dieser Aggregatzustand beim *Homo sapiens* überdies noch jene spezifische Qualität gewonnen hat, die man «mental» nennt, wird sich im Laufe dieses Kapitels zeigen. Vorerst genügt der Hinweis, daß «das Psychische» keine eigene Domäne ist. Psychoanalytiker, die es für sich reservieren und der Neurowissenschaft nur eine Kompetenz für «das Physische» zugestehen wollen, setzen die alte Hypostasierung der Seele lediglich mit neuen Mitteln fort. Warum aber fürchten sie sich vor der Einsicht, daß «das Psychische» selbst bloß eine nervliche Balanceleistung ist? Hätten sie doch allen Anlaß, (sich) daran zu erinnern, daß der Gründer ihrer Disziplin Neurologe war – zwar einer, der sich nach und nach vom Ungenügen der Neurologie überzeugte, aber doch kein platter Konvertit. Freud hat als Psychoanalytiker keineswegs aufgehört, Neurologe zu sein. Deshalb ist er ein gewisses Schwanken auch nie los-

geworden. Wenn er die Psychoanalyse gegen die Theologie profilierte, gab er sich stets als harter, illusionsloser Naturwissenschaftler. Wenn er sie gegen die Neurologie absetzte, wurde er zum Dechiffrierer von Bildern und Symbolen – mit einer gewissen Anfälligkeit für Keime des philosophischen Idealismus. Dies Schwanken war nicht nur sein persönliches Problem. Es gehört zur Psychoanalyse selbst; ist sie doch nichts anderes als über sich selbst hinausgewachsene Neurologie. Alle Versuche, sie eindeutig auf eine Seite festzulegen, als sei sie «eigentlich» eine Hermeneutik, die sich gelegentlich als Naturwissenschaft mißverstanden, oder «eigentlich» eine klinische Praktik, die sich gelegentlich in die Kulturtheorie verirrt habe, sind identitätslogische Verkürzungen – genauso wie alle Bemühungen, die Seele als eindeutig körperlich oder unkörperlich zu identifizieren.

So entsteht Lagermentalität. Weder Psychoanalyse noch Neurowissenschaft sind davon frei. Um so begrüßenswerter sind neuerliche Bestrebungen, sie zu überwinden.<sup>5</sup> Freilich ist die Wiederannäherung der beiden Disziplinen keine bahnbrechende Pioniertat, sondern lediglich eine überfällige Rückbesinnung auf den Ursprung der Psychoanalyse – auf ihr Entspringen aus der Neurologie. Damit aber steht auch das Entspringen des Traums aus «somatischen Quellen» neu zur Debatte. Es ist, wie sich bereits andeutete, etwas ernster zu nehmen, als Freud es tat. Woraus soll der Traum, als er sich einst in höheren Organismen zu bilden begann, anfangs denn gekommen sein, wenn nicht aus Somatischem? Was anderes als körperliche Reize läßt Hunde träumen? Zunächst einmal muß sich aus somatischen Quellen eine animalische Grundschicht des Träumens gebildet haben. Dann erst kann das Traumleben seine eigenen Wege gehen und sich zu einem komplexen, schwebenden Gebilde ausbalancieren; dann erst kommt nicht jeder einzelne Traum mehr direkt aus körperlichen Reizen; dann erst greift Freuds Kritik an der Traumforschung seiner Zeitgenossen. Und nie werden Leib- und Nervenreize ganz irrelevant für den Traum. Dafür, wie wirksam seine animalische Grundschicht noch in hochkultivierten Menschen ist, gibt Freud selbst das beste Beispiel.

«Da ist z. B. ein Traum, den ich mir beliebig oft, gleichsam experimentell, erzeugen kann. Wenn ich am Abend Sardellen, Oliven oder sonst stark gesalzene Speisen nehme, bekomme ich in der Nacht Durst, der mich weckt. Dem Erwachen geht aber ein Traum voraus, der jedesmal den gleichen Inhalt hat, nämlich daß ich trinke. Ich schlürfe Wasser in vollen Zügen, es schmeckt mir so köstlich, wie nur ein kühler Trunk schmecken kann, wenn man verschmachtet ist, und dann erwache ich und muß wirklich trinken.» (TD 142)

<sup>5</sup> Cf. neben Mark Solms' Projekt einer «Neuro-Psychoanalyse» zum Beispiel François Ansermet / Pierre Magistretti, *Die Individualität des Gehirns*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 2005

Zwei physische Grundbedürfnisse sind hier in Konflikt geraten: Durst und Schlaf. Schlaf aber, sagt Freud, «ist ein Zustand, in welchem ich nichts von der äußeren Welt wissen will [...] und ihre Reize von mir abhalte. Beim Einschlafen sage ich also zur Außenwelt: Laß mich in Ruhe, denn ich will schlafen. Umgekehrt sagt das Kind: Ich geh' noch nicht schlafen, ich bin nicht müde, will noch etwas erleben. [...]. Unser Verhältnis zur Welt, in die wir so ungerne gekommen sind, scheint es mit sich zu bringen, daß wir sie nicht ohne Unterbrechung aushalten. Wir ziehen uns daher zeitweise in den vorweltlichen Zustand zurück, in die Mutterleibsexistenz also. Wir schaffen uns wenigstens ganz ähnliche Verhältnisse, wie sie damals bestanden: warm, dunkel und reizlos. Einige von uns rollen sich noch zu einem engen Paket zusammen und nehmen zum Schlafen eine ähnliche Körperhaltung wie im Mutterleibe ein. [...] Wenn das der Schlaf ist, so steht der Traum überhaupt nicht auf seinem Programm [...] Es soll keine seelische Tätigkeit im Schlaf geben; rührt sich diese doch, so ist uns eben die Herstellung des fötalen Ruhezustandes nicht gelungen; Reste von Seelentätigkeit haben sich nicht ganz vermeiden lassen. Diese Reste, das wäre das Träumen.» (VL 105 f.)

Eigentlich will Freud an dieser bemerkenswerten Stelle ja nur den Traum als einen «Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen» (VL 105) verständlich machen. Dabei liefert er, ganz nebenbei, nahezu eine Mystik des Schlafs. Er nimmt die fötale Körperhaltung als Bild, gibt dem vorgeburtlichen Zustand, den sie nachbildet, unversehens eine kleine metaphysische Überhöhung, indem er ihn «vorweltlich» nennt, und sagt von dieser Vorwelt dann: Sie sei es, in die nach der Geburt niemand zurückkehren kann und die wir dennoch intendieren, wann immer wir uns schlafen legen. So wird die Vorwelt gleichsam zum Fluchtpunkt des Schlafs entrückt. Doch sogleich tritt wieder Freuds gewohnte Nüchternheit ein. Durch drei karge Adjektive charakterisiert er die Vorwelt: warm, dunkel, reizlos. Daß ein Organismus es gern warm hat, leuchtet ein. Aber warum dunkel und reizlos? Das Reizlose ist doch das schlechterdings Uninteressante, Schlafen also sturzlangweilig. Und trotzdem wird es ersehnt. Das Schlafbedürfnis ist paradox. Wie kann Reizlosigkeit ersehnt werden, das Reizlose reizen?

Offenbar ziehen Reize nicht nur an; sie strengen auch an. Sie sind attraktiv – aber nur in dem Maße, wie sie sich verarbeiten lassen, wie der Organismus in der Lage ist, die Spannung, in die sie ihn versetzen, in Entspannung zu überführen. Er genießt nicht den Reiz als solchen, sondern dessen Abarbeitung, nicht den Durst als solchen, sondern seine Löschung. Sie «macht den Durst erst schön», wie es in einer berühmten Bierreklame heißt. Sobald das Nervensystem nicht mehr in der Lage ist, den Reiz abzuleiten, wird er zur Belästigung. Die Nerven halten das Interessante auf die Dauer nicht aus. Es

schlaucht zu sehr. Insofern ist der Schlaf ein Zustand der Resignation. Dennoch gewährt er auf seine Weise Entspannung. Nicht diejenige, auf die das wache Nervensystem hinarbeitet, sondern bloß deren Ersatz, der sich einstellt, wenn die nervliche Verarbeitungskraft ausfällt. Aber der Ersatz zeigt an, worauf die Verarbeitung hinauswill: auf jene selige Entspannung, die einträte, wenn alle Reize aufgesogen wären.

So gesehen ist der Schlaf Interpret des Wachzustands; natürlich nur für ein waches Bewußtsein. Es lernt sich selbst besser verstehen, wenn es versteht, was der Schlaf will. Er ist nicht von ungefähr ein Mittleres zwischen Tod und Seligkeit. Je nach den Umständen kann er das eine, das andere oder beides bedeuten. Als Zustand der Ruhe stellt er das dar, worauf alles Sehnen und Wünschen hinauswill. Aber er stellt es eben bloß dar, er ist es nicht. Seine Entspannung ist defizitär. Es fehlt ihr die Befriedigung erfolgreicher Reizverarbeitung. Wer schläft, sündigt nicht. Aber wer schläft, genießt auch nicht. Schlaf als solchen kann man nicht genießen, sondern lediglich Reste des Wachzustands *im* Schlaf, also bestimmte Träume, oder das erquickende Gefühl *nach* tiefem Schlaf, aber nicht den Schlaf selbst. Man kann ihn strenggenommen nicht einmal erleben. Man erlebt *etwas* im Schlaf, wenn man träumt, aber nicht den Schlaf selbst. Schlaf als Narkose oder als Dauerzustand, etwa als Koma, ist todesähnlich. Daher erträgt ein gesunder Körper den Schlafzustand nicht übermäßig lange. Er will etwas erleben.

Am Schlafparadox läßt sich eine erste Ahnung vom Triebparadox gewinnen. Etwas begehren, auf etwas gespannt sein heißt vollkommenen Spannungsabbau wollen; der erst böte volle Befriedigung. Zugleich aber will der Begehrende diesen Zustand erleben, genießen. Das aber ist ein Unding. Solange ein Organismus lebt, ist der Spannungsabbau nicht vollkommen, denn Leben ist Spannung. Auch im Schlaf ist Spannungsabbau nicht total. Atmung, Blutkreislauf, Verdauung, Reizverarbeitung sind lediglich stark herabgemindert, aber sie hören nicht auf. So zeigt der Schlaf zwar an, worauf der Wachzustand hinauswill, aber er bietet es nicht. Er ist die Ruhe ohne die Würze des Erlebens und insofern kein Glück, sosehr der Unglückliche sich nach dieser Ruhe auch sehnen mag. Im Schlaf, wo der organische Spannungsabbau seiner Vollkommenheit am nächsten ist, wird er nicht erlebt; wo er erlebt wird, ist er weit von der Vollkommenheit. Zum Glück gehört die Unvollkommenheit. Vollkommenes Glück oder, theologisch gesprochen, ewige Seligkeit, mystische Einheit ist wie die Quadratur des Kreises. Daß sie unmöglich ist, stört das Triebleben nicht; es begehrt sie trotzdem. Schon aus physiologischen Gründen ist die Menschheit daher unfähig, die Theologie loszuwerden. Ebendies zeigt sich am Paradox des Schlafs. Einerseits ist er dem Wachzustand uneinholbar voraus: eine Chiffre dessen, wonach der Wache



sich sehnt; andererseits ist er hoffnungslos zurück: der Zustand tiefster Resignation.

Der Traum steckt mitten in dieser Paradoxie. Der Schlaf ist nie ganz Schlaf. Der Rückzug vom Wachzustand gelingt nie vollständig. Die Reizverarbeitung mag sich noch so weit zurückbilden, aber sie hört nicht auf. Deswegen gibt es Träume. Sie sind Rückstände des Wachzustands im Schlaf – gewissermaßen ein Tribut an den Wachzustand. Je heftiger man nachts träumt, desto schlechter schläft man. Stets wurde daraus gefolgert, daß Träume den Schlaf stören, bis Freud entdeckte, daß es sich genau umgekehrt verhält. Träume machen sich geltend, sobald dem Schlaf Abbruch droht, bevor das Nervensystem sich genügend erholt hat. «Der Traum ist der *Wächter* des Schlafs, nicht sein Störer.» (TD 240)

Freuds eigener Dursttraum ist ein Musterbeispiel dafür. Sein Schlaf wird von Durst gestört. Der Traum vom Trinken ist der Versuch, die Störung loszuwerden. Erst nachdem er mißlungen ist, wacht der Träumer auf und geht etwas trinken. Nicht auszuschließen, daß den im Schlaf leise bellenden Hunden etwas Ähnliches widerfährt. Ein Durst- oder Hungergefühl oder ein Geräusch von außen droht den Schlaf zu stören. Es bildet sich daraufhin eine wie auch immer vage Assoziation von Futter oder Jagd, die zum Bellen veranlaßt – und so dafür sorgt, daß Waldi weiterschläft. Nicht von ungefähr gewinnt Freud an seinem simplen Dursttraum, der aufs offensichtlichste von einem körperlichen Reiz bewirkt ist, eine seiner grundlegendsten und folgenreichsten Definitionen des Traums: «Wenn es mir gelingt, meinen Durst durch den Traum, daß ich trinke, zu beschwichtigen, brauche ich nicht aufzuwachen, um ihn zu befriedigen. Es ist also ein Bequemlichkeitstraum.» (TD 142) Schließlich zieht er daraus eine kühne Verallgemeinerung: «In gewissem Sinne sind alle Träume – Bequemlichkeitsträume.» (TD 240) Nur eines fragt er sich nicht: Wie ist es denn überhaupt möglich, daß ein Organismus sich diese Art von Bequemlichkeit verschafft? Wie kann etwa Durst im Schlaf zu der Vorstellung führen, man trinke etwas?

Nur über Wiederholung. Der Organismus muß zahllose Male Durst empfunden und daraufhin getrunken haben. Damit nicht genug. Er muß zwischen beidem – Durst und Trinken – allmählich eine feste Assoziation ausgebildet haben. Anders gesagt: Er muß in der Lage gewesen sein, die Wiederholung festzuhalten. Wie aber konnte er das? Wiederholung mutet an, als sei sie das Selbstverständlichste von der Welt. Dabei ist sie eines ihrer größten Geheimnisse. Hier nur soviel: Festgehaltene Wiederholung ist intelligent gewordene Wiederholung: Gedächtnis.<sup>6</sup> Das Gedächtnis aber gehört zu den Weltwun-

<sup>6</sup> Der Ort für eine ausführliche Wiederholungs- und Gedächtnistheorie ist Kapitel 2; siehe unten, S. 110 ff.

dern. Es hat kein eigenes Organ im Gehirn, ist kein Behälter oder Speicher, in den man Inhalte hineintut. Gedächtnis ist eine elementare Nervenleistung, bei der viele einzelne Hirnteile und -regionen zusammenwirken: Millionen oder Milliarden von Nervenzellen. Sie arbeiten assoziativ, will sagen, im Verbund. Daß einzelne von ihnen separat und isoliert reagieren, ohne andere in Mitleidenschaft zu ziehen, kommt praktisch nicht vor. Ständig stellen sich zwischen einzelnen Zellen und ganzen Zellregionen durch schwindelerregend komplexe neurochemische Reaktionsketten Verbindungen her. Es ist zwar bloß metaphorisch, aber nicht unangemessen und daher allgemeiner neurologischer Brauch, diese Reaktionsketten «Bahnen» und «Netze» zu nennen. Und über solche Bahnen läuft die elementare Nervenfunktion: Reize abzuleiten, damit der Organismus nicht von ihnen gequält wird.

Offenbar haben Organismen durch ihre Schwerkraft nicht nur eine physikalische, sondern auch eine gewisse physiologische Trägheit. Sie neigen dazu, das Bewährte zu wiederholen und den Weg des geringsten Widerstands einzuschlagen. Das gilt auch für Nervenzellen. Sie wissen zwar nichts von den Bahnen, die sich durchs Nervensystem ziehen, aber sie sind die Elemente der Bahnung. Und wo einmal ein Weg gebahnt ist, da bahnt er sich das nächste Mal schon leichter. Weil Reizableitung so lästig und unbequem ist, tendiert sie zum bequemsten Weg. Diese Tendenz nennen die Neurobiologen «prozedurales Gedächtnis»<sup>7</sup>. Will sagen, Gedächtnis ist anfangs nichts als eine Prozedur: Bahnen durchs Nervensystem ziehen, sie ausbauen, festigen, vernetzen und so dem Organismus ein bestimmtes Verhaltensrepertoire verschaffen. Auch bei Tieren muß sich die besondere Art, wie sie auf Bedrohung, Hitze, Kälte, Durst, Hunger, Flora, Fauna etc. reagieren, erst einspielen. Dieses Einspielen ist Gedächtnis im Vollzug. Es bildet sich durch Wiederholung, und Wiederholung kommt nie freiwillig in Gang. Organismen bequemen sich nur zu ihr, sofern sie dazu gezwungen sind. Aber daß sie sich dazu bequemen, heißt zugleich auch, daß sie es sich dabei so bequem wie möglich machen. Die Wiederholung geht einen schon gebahnten Weg, sie legt sich ins gemachte Bett. Trägheit, Wiederholung und Gedächtnis gehören elementar zusammen, ja Gedächtnis ist selber zunächst nichts als eine Bequemlichkeitsleistung in unbequemer Situation.

Die Gedächtnisarbeit des Gehirns ist allerdings nicht nur in dem neurologischen Sinne assoziativ, daß sich Nervenzellen zu Verbänden und ganzen Verkehrsnetzen zusammenschließen. Gedächtnis wird auch assoziativ erlebt. Zunächst durchaus so primitiv, wie der Behaviorismus sagt. Wenn einem Hund oft genug das Futter zusammen mit einem bestimmten Glockenton ser-

<sup>7</sup> Gerhard Roth, *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1994, S. 186

viert worden ist, dann assoziiert er den Ton mit dem Futter. Er nimmt den Ton für das Futter. Indem er auf den Ton mit gleicher Speichelabsonderung wie aufs Futter reagiert, gibt er zu verstehen, daß für ihn Ton = Futter ist. Diese Gleichsetzung ist Gedächtnis. Das ist beim Durst kaum anders. Durst will gelöscht sein. Anders gesagt: Durst = Trinken. Durst haben ist so viel wie den schnellsten Weg zur nächsten Quelle suchen: keine Schwierigkeit für einen Organismus, der das unzählige Male getan hat – außer die gewohnte Quelle wäre nicht verfügbar. Andererseits aber gilt: Trinken löscht Durst. Die Gleichsetzung geschieht, damit sie aufhören soll. Gedächtnis tritt auf, damit seine Anlässe verschwinden – und damit es selbst.

Diese Primärintention des Gedächtnisses offenbart sich auf anschauliche Weise in Freuds Dursttraum. Er ist nur möglich, wenn Durst und seine Assoziation mit Trinken zu einem so festen Gedächtnisbestandteil geworden sind, daß sie auch im Schlaf stattfindet. Der Durst ist real. Aber nun reagiert der Organismus mit imaginärer Löschung. Was er oft genug tatsächlich getan hat, ersetzt er durch eine Vorstellung des Getanen. Er wiederholt es, aber auf eine für ihn bequemere Weise. Er erlebt das Trinken, ohne daß er aufstehen muß. Die imaginäre Durstlöschung geschieht um der Ruhe willen, damit er weiterschlafen kann, und macht damit die Elementarfunktion von Gedächtnis klar: Es ist primär ein Beruhigungsmittel. Die imaginäre Stillung des Reizes kann zwar die reale nicht dauerhaft ersetzen; irgendwann erwacht der Durstige dann doch. Aber daß sie es überhaupt für eine begrenzte Zeit kann, zeigt: Für einen traumfähigen Organismus ist die imaginäre Stillung eines Bedürfnisses nicht nur *fake*, sondern auch Stillung durch Imagination.

Damit zeugt er von einer bemerkenswerten Transformation, die das Gedächtnis zu vollziehen vermag: vom prozeduralen zum repräsentativen Gedächtnis oder, anders gesagt, von der Wiederholung zur Wieder-Holung. Wiederholung ist nicht für immer darauf beschränkt, früher Getanes und Erlebtes noch einmal zu tun und zu erleben. Sie kann auch so stattfinden, daß Vergangenes wiedergeholt wird. Natürlich nicht unmittelbar, denn das Vergangene ist dahin, wohl aber durch seine bildliche, akustische, sprachliche Vergegenwärtigung. Wieder-Holen durch Vergegenwärtigung ist zwar stets nur imaginär, aber allein über diese Imagination wissen wir von Vergangenen, nur so ist Vergangenheit, Geschichte präsent. Als *bloß* vergangene wäre sie lediglich spurlos verschwunden, nicht einmal benennbar, in gewisser Hinsicht nicht einmal Vergangenheit. Und damit auch nicht träumbar. Nur wo Gedächtnisarbeit in einem ganz wörtlichen Sinne Übersetzungsarbeit ist, nämlich damit beschäftigt, vom Wiederholen zum Wieder-Holen überzusetzen, können körperliche Reize in Traumvorstellungen

übergehen. Der Traum ist auf der Grenze. Einerseits wiederholt er: Ich erlebe, daß ich aufstehe und trinken gehe. Andererseits holt er lediglich wieder: Ich träume ja bloß, was ich sonst immer getan habe: aufzustehen und zu trinken. Einerseits ist die Triebstillung bloß imaginär. Andererseits ist sie mehr: halluzinatorisch.

[...]